

Verschiedenes

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Der Freidenker [1927-1952]**

Band (Jahr): **20 (1937)**

Heft 24

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

alle sind Verkünder und Vertreter einer höhern Macht, sie alle lehren den Blick nach oben, sie alle täuschen den Menschen über die Wirklichkeit hinweg.

Unwillkürlich sind wir ins religiöse Gebiet hineingekommen. Dem ist nicht auszuweichen, wenn man von Kultur spricht, denn die Religionen sind die Lehrer der Menschheit seit ungezählten Jahrtausenden, seit jener urfernen Zeit, als der unwissende Mensch in den Naturvorgängen das Walten übermenschlicher Wesen wähte. Und seit jener urfernen Zeit ist dieser Wahn von einzelnen, die sich als die Wissenden ausgaben, als Mittel benützt worden, die Nichtwissenden, die Herde, im Zaum, d. h. in Unselbständigkeit, in Abhängigkeit vom «höhern» Willen zu erhalten.

Die christliche Kirche hat damit nichts Neues auf die Welt gebracht, sie hat nur längst Vorhandenes übernommen; die jüdischen Priester spielten Herrgott so gut und so zweckbewusst wie es die christlichen seit zweitausend Jahren tun. Aber weil wir im christlichen Kulturkreis leben, berührt uns die Wirksamkeit der christlichen Führer und Lehrer am nächsten.

Es ist schon genugsam auf den Widerspruch zwischen der christlichen Lehre von der Nächstenliebe und der Geschichte der christlichen Kirche und der von dieser beherrschten Völker hingewiesen worden. Es ist klar, dass die Lehre versagen musste, wenn der Lehrer, d. h. die Kirche, die eigene Lehre dermassen mit Füssen trat, wie sie's getan hat und wie sie's fortwährend tut. Der Kirche hat zwar dieser Widerspruch bei den Menschen nicht geschadet. Als sie die Herrschaft übernahm, hatte sie es schon mit der Herde zu tun, die an den Blick, nach oben, an Glauben und unbedingten Gehorsam gewöhnt war. Sie verfügt über wirksame Lock- und Schreckmittel genug, um die Menschen, die sich in ihrem irdischen Elend an die Botschaft vom bessern Jenseits klammern in geistiger Abhängigkeit zu erhalten.

Kulturell aber hat sich die Wirksamkeit der Kirche, der Widerspruch zwischen Wort und Tat, die Verlegung des moralischen Schwerpunktes ins Jenseits, verhängnisvoll ausgewirkt. Wir begegnen im Leben auf Schritt und Tritt denselben Widersprüchen zwischen Wort und Tat, im Einzelleben, im Geschäftsleben, in der Politik, denselben heuchlerischen Bemäntelungen, derselben Vorspiegelung falscher Ideale.

Ich bin weit davon entfernt, der Kirche allein die Schuld am Fehlen einer auf Wahrhaftigkeit und Güte fussenden Kultur in die Schuhe zu schieben; die Ursachen gehen auf viele Jahrtausende hinter das Aufkommen von Kirchen zurück; diese sind nur die Erben.

Was der christlichen Kirche vorgeworfen werden muss, ist das, dass sie als Erzieherin versagte, dass sie durch ihr eigenes zwiespältiges Wesen der Herrschaft der egoistischen Triebe im Leben Vorschub geleistet hat. Friede auf Erden! werden ihre Glocken an Weihnachten läuten, aber ihre römischen Vertreter tragen Entzweiung und Hass ins Volk und in die Familien, wo nicht der römische Geist unbedingt herrscht.

Und der zweite Vorwurf ist der, dass sie, obwohl selber so weltlich, so hab- und herrschsüchtig wie nur möglich, die Armut, das Elend, das Unglück, den Krieg als weise Mittel der «Vorsehung» preist, durch die der Mensch zu Gott hingeführt werde.

Wer dran glaubt, erträgt möglicherweise den Jammer des Daseins leichter. Aber in demselben Masse ist ihm weniger daran gelegen, ihm ein Ende zu bereiten. Für sich selber täte es der Gläubige schon gerne; keiner richtet sich schlecht ein, um den Himmel zu verdienen, wenn er's gut haben kann. Aber grundsätzlich, aus Mitgefühl mit der grossen Masse der Armen, der Schattenseitigen an der Verbesserung der Lebensbedingungen zu arbeiten, sich einzusetzen für den Nächsten, den man lieben sollte wie sich selbst, das fällt dem nicht ein,

der gegen ein bisschen Erdeneleud den Himmel eintauschen zu können glaubt. Die Kirche hat seinen Blick am Himmel festgebann; er sorgt sich um das persönliche Wohlergehen im Jenseits, was gehen ihn die Mitmenschen auf Erden an.

Wenn es einmal eine wirkliche Kultur, eine geistig-gemüthliche Menschenpflege, eine allgemeine gegenseitige Hilfsbereitschaft, ein Wahrsein und Gutsein gegeneinander geben soll, so muss der Mensch erst lernen, sein kurzes Dasein und darin seine Mitmenschen ernst zu nehmen; er muss den faulen Trost, wenn es ihm hier schlecht gehe, werde er es dafür im Himmel um so besser haben, hinter sich werfen; er muss an Stelle der selbstsüchtigen Frage «Was muss ich tun, damit ich selig werde?» die andere setzen: «Was muss ich tun, damit es uns allen wohl ergehe, damit wir Menschen alle die Erde als unsere schöne Heimat empfinden können?»

Wenn dieses Sinnen und Trachten sich Bahn bricht, dann erst ist die Kultur im Anzug und kann es mit ihr vorwärts gehen.

In diesem Sinne zu wirken, ist Aufgabe eines jeden, der der Erde und des Lebens Sinn erfasst hat, jedes denkenden und fühlenden Diesseitsmenschen. Dies zu sein, soll von jedem erwartet werden können, der sich Freidenker nennt, und damit ist ihm die hohe Sendung zugewiesen, der Kultur den Weg zu bahnen.

Verschiedenes.

Pilgerfahrt auf Knien.

Ueber die nachfolgende Geschichte kann sich nur ein Europäer wundern. Im Märchenland Indien ist sie keineswegs ungewöhnlich, und wenn die steinernen Stufen des Tempels Gangadwara in der heiligen Stadt Hardwar reden könnten, so würden sie wohl viele solcher erschütternden und wunderlichen Begebenheiten erzählen. Hardwar heisst «Tor des Wischnu» und liegt in Britisch-Indien in den Vereinigten Provinzen Agra und Oudh. Alljährlich wallfahren hier drei Millionen Brahmanen-Pilger zu den Ufern des Ganges, um Wischnu, den volkstümlichsten Gott des Brahmanismus, zu verehren.

Ein Bauer, der in der Stadt Mandsa lebte, gelobte dem Gott Wischnu, er werde mit seinen zwei Söhnen auf den Knien nach der 340 Meilen entfernten heiligen Stadt Hardwar kriechen, wenn die Söhne von der Typhuskrankheit, die sie befallen hatte, genesen würden. Die Götter erhörten den Wunsch des Mannes, seine beiden Söhne wurden gesund, und so machte sich der Bauer daran, sein Gelübde zu erfüllen und die seltsame Wallfahrt zum Tempel Gangadwara anzutreten. Vor drei Monaten brachen die drei Pilger auf. Man bedenke, was das heisst, 340 Meilen (550 Kilometer) auf Armen und Knien rutschend zurückzulegen! Die weite Strecke sollte in 68 Tagesreisen zu je 5 Meilen bewältigt werden.

Am siebenten Tag dieser Wallfahrt auf Knien starb der jüngere Sohn. Eben von der schweren Krankheit genesen, war er den Anstrengungen nicht gewachsen. Der Vater betrachtete den Verlust als den Willen des grossen Wischnu und kroch mit dem anderen Sohn weiter gegen die heilige Stadt zu. Tag um Tag schoben sich die beiden auf den Knien durch die Septemberglut vorwärts, nur dann rastend, wenn die geschwollenen Arme und Beine ihren Dienst versagten. Schliesslich waren sie nach 66tägiger Reise nur noch 10 Meilen von Harwar entfernt. Da konnte auch der zweite Sohn nicht mehr weiter. Er wurde schwach und immer schwächer, kein Zureden half dem Armen. Er legte sich in den Strassengraben und starb nach wenigen Stunden.

Der alte Bauer kroch weiter. Er legte auch noch die letzten zehn Meilen zurück, nachdem er den Sohn begraben hatte, und verrichtete dann auf den Stufen des Tempels Gangadwara fromm und demütig die vorgeschriebenen Pilgergebete. Er küsste die Fussspur des Wischnu, die in den Tempelstufen eingepreßt ist, und badete dann in den heiligen Wassern des Ganges.

Man hat dem britischen Gouverneur von Agra-Oudh den erschütternden Fall vorgetragen mit dem Hinweis, die Regierung möge doch die Durchführung derartiger sinnloser und lebensgefährlicher Wallfahrten untersagen. Der Engländer zuckte die Achseln. Kein Brahmane würde eine solche Massnahme verstehen, sei sie auch noch so gut gemeint.

(Tagesanzeiger für Stadt und Kt. Zürich vom 9. XI. 37.)